

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1941

9 (2.3.1941)

Der Führer

AM SONNENTAG

Sonntag, den 2. März 1941

Folge 9 / Jahrgang 1941

An Schwester Antonie

Von Else v. Hollander-Losow

Schwester Antonie hielt mitten im Lesen der Post inne. Blätter prüfend noch einmal auf den Umschlag, dem sie den Brief entnommen hatte, den sie jetzt in der Hand hielt. „Schwester Antonie, Subertus-Krankenhaus.“ Wirklich, der Brief war an sie gerichtet.

Eine verwunderte Frage lag auf ihren Lippen, als sie das Schreiben jetzt noch einmal von vorn las. Nicht mehr und nicht weniger enthielt es als... eine Liebeserklärung. Ein Kranke, der hier gesund gepflegt worden war...

Sie sah nach der Unterschrift. In festen, starken Zügen der Name. Da ja, sie erinnerte sich an des Mannes, der diesen Namen trug. Ein ernstes Gesicht, um das das Leben schon seine Spuren gezeichnet hatte. Gute, treue Augen und ein friedliches, geduldiges Gemüt. Wie war eine Klage über die Lippen dieses Kranken gekommen, er hatte vielmehr durch seinen leisen Humor die andern oft noch aufheitern vermocht. Schwester Antonie hatte diesen Kranken geradezu vermisst, als er entlassen worden war. Ihr hatte etwas gefehlt, wenn sie ihren Rundgang machte. Und nun schrieb gerade der ihr diesen Brief.

Schwester Antonie ließ das Blatt in den Schoß sinken. Es gab also doch Menschen, die sie und ihre treue Arbeit bemerkten. Man brauchte also nicht unbedingt neunzehn Jahre und strahlend hübsch zu sein, um solche Briefe zu bekommen. Lange war es her, daß man ihr von Liebe gesprochen hatte. In all den letzten Jahren hatte es immer nur Arbeit und Pflicht für sie gegeben.

Die Ehrlichkeit eines Mannes, der sein Leben nicht spielerisch vertun will, sprach aus diesem Brief. „Ich habe Sie lieb gewonnen, Schwester Antonie, in den Wochen, da Sie sorgend um mich und alle die Leidensgenossen bemüht waren, und ich meine, auch in Ihren Augen so etwas wie eine Bekanntschaft zu haben. Werden Sie meine Frau, Antonie. Schreiben Sie nicht, daß ich diese Bitte an den Anfang stelle. Wir können uns über alles austauschen. Ich erwarte Sie heute nachmittags am Wald-Denkmal im Park. Sie werden mich sehr glücklich machen, wenn Sie kommen.“

„Nächtlich dachte Schwester Antonie im Bett zu liegen. Das Licht kam, war ihr vorhin noch gar nicht so aufgefallen, da hatte sie nur den großen Inhalt erfasst, noch nicht die Einzelheiten. Es war ja auch so überwältigend plötzlich gekommen...“

„O, es möchte schon sein, einen Menschen zu haben, den man von Herzen lieb haben dürfte, ein Heim und... vielleicht Kinder. Sie war doch noch nicht zu alt... kaum achtunddreißig. In dem Alter bekamen viele Frauen noch Kinder. Sie sollte es auch haben, schrieb der Mann in seinem Brief, er könne ihr ein behagliches Heim bieten, sie brauche nicht mehr so viel zu arbeiten wie bisher in ihrem Leben. Aber wenn er das auch nicht gedachte, wenn in diesem Brief gelandete Hilfe, daß er ein armer Schüler war... sie würde ja doch mit tausend Freunden ihn sagen, denn es kam ihr vor, als habe sie ihr eigenes Leben schon gerade auf diesen Mann erwartet. Was für ein guter, rücksichtsvoller, aufmerksamer, edler Kamerad würde er werden...“

„Sie werden mich sehr glücklich machen, wenn Sie kommen...“ Eigentlich hatte sie heute nachmittags Dienst, aber das würde sich machen lassen, es mußte sich machen lassen. Kaum jemals in all den Jahren hatte sie um Urlaub gebeten... „Ich habe immer an Sie denken müssen... an Ihre junge, sonnige Fröhlichkeit...“ Was nur dieses Wort bedeuten mochte? Sie war doch gar nicht fröhlich, eher ein wenig schwermütig, aber die Kranken fanden, daß sie mit ihrem stillen, zufriedenen Wesen einen wohltuenden Einfluß ausübte... „Ihre junge, sonnige Fröhlichkeit...“

Nächtlich fuhr Schwester Antonie zusammen. Aus dem Garten, der in herblich bunter Sattheit leuchtete, tönte ein Lachen, hell, froh jubelnd. Sie brauchte gar nicht aus dem Fenster zu sehen, sie mußte auch so, was das war. Zwischen den hochstehenden, in Blüten druckenden Dahliensbüschen ging eine ältere, fröhliche Dame am Arm einer jungen Schwester, deren helles Haar im Sonnenlicht fast silber schimmerte. Jetzt lachte diese Schwester wieder, fast ansehend fröhlich. Schwester Antonie, die Namensschwester, die in der gleichen Abteilung mit ihr arbeitete. „Ich habe immer an Sie denken müssen... an Ihre junge, sonnige Fröhlichkeit...“

Wenn sie dennoch heute nachmittags zu dem Manne ginge, der auf sie wartete? Was würde er sagen? Er würde vielleicht nicht so gleich leben, daß ihr Haar schon grauuntermischelt und ihre Haut fast von den Nachtwinden war. Aber daß sie nicht die Richtige wäre, das würde er sofort sehen. „Es muß eine Verwechslung sein“, würde er sagen. Nein, so ging das nicht. Schwester Antonie straffte sich. Sie würde ihm schreiben. Jemals, das würde sie tun. Ein Bote konnte den Brief an den Treffpunkt bringen. Sie würde ihr Nichtkommen mit Unabkömmlichkeit entschuldigen und ihn bitten, noch einige Wochen zu warten, damit sie sich beide prüfen könnten. Und dann würden sie sich in dieser Zeit oft, oft schreiben. Sie würde in diese Briefe ihre ganze Seele legen, alles, was sie an Gefühl besaß, die besten Seiten ihres Lebens wollte sie vor ihm ausbreiten, und wenn er sich ganz an sie verloren hätte, dann endlich würde sie zu ihm gehen, und dann würde er bestimmt nicht mehr denken, daß alles nur eine Verwechslung wäre, denn er würde ja nur ihr Herz und ihre Seele sehen.

Wenn so würde es im Film und im Roman zugehen. Es kam nur darauf an, die Briefe ganz genau auf den richtigen Ton abzustimmen. Sie mußten ihn fesseln und locken zugleich. Die salbige Schwester Antonie würde ihn erobern. Wenn eine Frau wirklich einen Mann erobern will, gelangt es ihr. Die Namensschwester war ja noch so jung, — was konnte ihr so ein Brief bedeuten? Sie würde noch viele dieser Art in ihrem Leben bekommen.

Im selben Augenblick klopfte es. Die junge Namensschwester stand in der Tür, mit Grübeln in den roten Wangen, mit einer schlauen und doch weichen Gestalt, mit einem stolzen Mund und blühenden Zügen...



Auf dem Wege zum Verwundeten...

Aufn.: Dr. Weller-Bavaria

„Schwester Antonie“, sagte sie leiser, ehe die Eintretende ihr Anliegen vorbringen konnte, „unter meiner Post war heute verheißentlich ein Brief, der für Sie bestimmt war. Bitte entschuldigen Sie, ich hatte ihn geöffnet.“ Und mit einer Hand, die fein blasser zitterte, schob sie das Briefblatt der andern zu, denn jene stand im großen Frühlingsschmerz des Lebens und hatte das Recht auf Glück, das die Jugend gibt. Man muß sein Glück zu bergen wissen, so lange es Zeit ist, dachte Schwester Antonie und hörte mit einer leisen Befriedigung den schon beglückten Worten der andern: „Also hat er doch geschrieben!“ nach.

Der Umschlag, der die Aufschrift „An Schwester Antonie“ trug, war auf dem Tisch liegen geblieben. Schwester Antonie steckte ihn zu sich. Vielleicht würde sie ihn aufbewahren als Erinnerung an die glückselige Torheit, deren das Herz auch eines altgewordenen Menschen immer nicht fähig ist.

Ein und wieder nun kommt es vor, daß auch auf dem platten Lande Geräusche erzeugt werden, die nicht unmittelbar zum Leben und Weben der Natur gehören. So zum Beispiel, wenn unten im Dienerszimmer Geburtstag gefeiert wird, und das Lachen und Klirren bis hinauf in den ersten Stock dringt. Lord Preeth kann so etwas auf den Tod nicht leiden. Nicht umsonst schließlich hat er das Haus von oben bis unten mit Teppichen belegen und die Fußwege des Gutes mit Gummimatten versehen lassen. Warum — so fragt er sich — soll die Organisation der Geräuschlosigkeit ausgerechnet durch die Unbilligkeit der Hausangestellten durchbrochen werden?

Der Lord ist also entschlossen, auch diese Quelle nervenzehrenden Lärms zu verstopfen. Und als es eines Tages wieder lustig zugeteilt da unten, die Gläser klingen, und das Lachen der Männer und das Kreischen der Mädchen plötzlich anschwillt wie eine Lawine, steht er auf und klingelt. Im Nu wird es still im Haus, und gleich darauf betritt der Diener das Zimmer.

„Antony“, sagte der Lord, „was treiben Sie da unten? Feiern Sie ein Fest?“ „Nichts besonderes“, hurrte Antony. „Die Köchin hat eine Kruste zu Mehl.“ „Und warum“, fährt Lord Preeth fort, „ist dieser Besuch mit so ungeheuren Geräuschbrüchen verbunden?“ Antony schweigt. Aber der Lord ist unerbittlich. „Ich möchte es wissen!“ „Wir spielen ein Spiel“, flüsternte Antony. „Was für ein Spiel?“ fragt der Lord. „Antony wagt sich den Schweiß von der Stirn. Wir haben der Köchin die Augen verbunden und geküßt, und sie...“

„Antony“, sagte der Lord, „was treiben Sie da unten? Feiern Sie ein Fest?“ „Nichts besonderes“, hurrte Antony. „Die Köchin hat eine Kruste zu Mehl.“ „Und warum“, fährt Lord Preeth fort, „ist dieser Besuch mit so ungeheuren Geräuschbrüchen verbunden?“ Antony schweigt. Aber der Lord ist unerbittlich. „Ich möchte es wissen!“ „Wir spielen ein Spiel“, flüsternte Antony. „Was für ein Spiel?“ fragt der Lord. „Antony wagt sich den Schweiß von der Stirn. Wir haben der Köchin die Augen verbunden und geküßt, und sie...“

„Antony“, sagte der Lord, „was treiben Sie da unten? Feiern Sie ein Fest?“ „Nichts besonderes“, hurrte Antony. „Die Köchin hat eine Kruste zu Mehl.“ „Und warum“, fährt Lord Preeth fort, „ist dieser Besuch mit so ungeheuren Geräuschbrüchen verbunden?“ Antony schweigt. Aber der Lord ist unerbittlich. „Ich möchte es wissen!“ „Wir spielen ein Spiel“, flüsternte Antony. „Was für ein Spiel?“ fragt der Lord. „Antony wagt sich den Schweiß von der Stirn. Wir haben der Köchin die Augen verbunden und geküßt, und sie...“

Der Fremde bewirtet das Dorf

Elsässische Erzählung von Rainer Prevo

Als er am kleinen Dorfbahnhof ankam, grüßte er zerküßt, wie eben unbekannt Leute rein gewohnheitsmäßig tun, den Stationsvorsteher, der in seinem abgetragenem Dienrock, mit einer Giebkanne in der Hand, am Zaun seines Gemüsegärtchens stand, als ginge ihm dieser ein- und sofort wieder auslaufende Hummelzug überhaupt nichts an.

Zwei Stunden Zeit, dachte der Fremde mit einem Blick auf die Bahnhofsuhr. Er sah vergeblich seine Taschenuhr; sie ging nach, und als er sie herabziehen wollte, versagte die Stellschraube, Verflucht, da hieß es aufpassen. Den Anstoß nach der Stadt durfte er nicht veräumen, wo alles auf ihn wartete.

Er schritt die Dorfstraße hinab und wußte: dort mußte der Schreiner kommen und dort der Schmied, und auf der anderen Seite der Kramladen. Und jedesmal nicht er befriedigt vor sich hin und beobachtete nebenbei, wie ihm die Leute, die vor den Türen standen, neugierig und etwas mißtrauisch nachsahen. Er kannte das alles, und doch, wie fremd erschien es ihm, wie klein, wie ärmlich vor allem.

Wie er eben am kleinen Laden des Uhrmachers Anton vorbeiging, denkt er an seine verunglückte Taschenuhr. Und schon drückt er die Klinge:

„Guten Tag, Meister Anton.“ Der alte Weißbart hinter seinem Arbeitstisch schaut zerküßt auf und nicht stumm. Mit zitteriger Hand nimmt er die Uhr, öffnet mühsam das Gehäuse, löst mit beängstigender Rührigkeit hier ein Schraubchen, dort eines. Dem Besitzer wird dabei ganz bange; er möchte das Herfürungswerk hemmen... Eigentlich wollte er ja nur einen Vorwand zum Plaudern.

„Mir scheint, bei euch auf dem Land ist noch ziemlich alles beim Alten geblieben... Steht eigentlich das Haus noch, das wie ein Stadthaus aussieht, mit einem Schieferdach, ganz unten am Ende des Dorfes?“

„Das Haus von Wegmeisters? Warum sollte das nicht mehr stehen?“ „Woher ist schon lange dort, der Wegmeister?“ „Werden wohl dreißig oder mehr Jahre sein. Kam als ganz junger Mann her und blieb da, weil er das Haus billig hatte kaufen können. Gebaut hat es ein Tierarzt, ein braver Mann, der fortzog, weil sein Sohn ihm Schande machte. Schand um den; war ein gemetzter Bursch. Stand oft da, wo Ihr jetzt steht und machte große Pläne. Wollte immer in die Stadt, etwas werden, was noch feiner von hier geworden ist: Romdiant!“

„Es muß wohl auch solche Häuser geben, sonst steht am Ende die Welt stille!“ „Herr, die Sonne läuft immer gleich, und die Welt mit ihr, und ich mache meine Uhren noch genau, wie ich's vor sechzig Jahren gelernt habe... Hier ist Eure Uhr, ich denke, sie ist jetzt wieder in Ordnung... Die Kleinigkeit kostet mich... Adieu, Herr.“

Am unteren Ende des Dorfes, etwas abseits, steht das kleine, vornehmere Stadthaus mit dem Schieferdach. Ein Garten umgibt es, mit Obstbäumen und Gemüsebeeten, und in der Mitte steht auf freiem Rasenplatz eine schöne stattliche Tanne. Der Fremde steht lange am Gartensaum und schaut diese Tanne an, als wäre sie etwas ganz besonderes. Doch nun er sich plötzlich zum Gehen wenden will, bemerkt er, wie sich einige Dorfkinde neugierig an ihn herangeipficht haben. Da stellt ein Mädchen sein Gesicht auf: ein Einfall, ja, und unüberwindlich. Er winkt:

„Kommt nur her, ihr Buben! Wollt ihr mal was Gutes, wollt ihr? Pakt auf: Du, lauf ins Dorf und ruf deine Kameraden, Buben und Mädchen, alle, die du findest, die ganze Dorfschule, und sag, sie sollen gleich kommen, 's gibt ein Schulfest! Und du, lauf zur Ochsenwirtin; sie soll auch herkommen, schnell... Und weißt du, Kleiner, was ein Telegramm ist? Gut, dann renn ins Postamt und gib dieses auf...“ Und schon läuft der Dritte mit dem Notizblock und einem Bausparbuch hinter den beiden ersten her.

Der Fremde klingelt an Wegmeisters Tür: „Herr und Frau Wegmeister, guten Tag! Wollen Sie mir bis heute Abend Ihre Tanne leihen?... D, es passiert ihr nichts. Ich habe nur die Dorfkinde zu einem kleinen Fest eingeladen... Warum gerade hier?... Wegen der herrlichen Tanne... Diese Tanne ist schön und stattlich wie keine weit und breit... Der sie gepflanzt hat, muß ein Glückskind gewesen sein!“

Schon hört man Kindergeschrei und Holzschuhgetrappel vom Dorfe her. Sie kommen, Buben und Mädchen. Und auch die Ochsenwirtin schnauzt, eifrig eine laubere Schürze umbindend hinterher. Mit kurzem, hübschen Auftrag empfangt der Fremde Herr die Atemlose: „Also ein Festessen, sage ich, wie zur Meßki Kirchweih, genug, reichlich genug für alle Schulfinder.“

Und es verging keine halbe Stunde, da stand ein richtiges Bauernschmahl mit Schweinefleisch und viel Saurkraut auf dem im Kreis um Wegmeisters Tannenbaum aufgestellten Tischen.

Und derweil das kleine Volk sich satt aß, wie schon lang nicht mehr, lag der fremde Herr mit einem rätselvoll vernehmenen Lächeln unter der Tanne und schaute zu.

Da hielten Wegmeisters den Augenblick für gekommen, ihre nicht mehr zählbare Reugier zu befriedigen. Die Wegmeisterin schob ihren Gartenstuhl heran und eröffnet das Kreuzverhör: „Wirklich ein schöner Einfall! Und wir freuen uns sehr.“ Da fällt der Wegmeister ins Wort: „Aber was Sie vorhin von der Tanne sagten, verehrter Herr, daß ein Glückskind sie gepflanzt haben soll, das stimmt nicht. Ich weiß zufällig ganz genau, daß es ein tübler Laugenichts war.“

Da lacht der Fremde, wie einer, der's besser wüßte. Und schon ist er aufgesprungen und langt mit dem kleinen Mädchen einen Ringelreihen um den schönen Tannenbaum, ausgelassen wie ein richtiger Lausbub... „Es wurde allmählich Abend und immer neue volle Schüsseln zauberte der fürstliche Gastgeber mit seinen Finanzmarktfeinen aus der Küche der Ochsenwirtin. Auf der Straße hatte sich unterdessen die erwachsene Bevölkerung des Ortes sammelt gefunden und besprach eifrig die seltsame Begebenheit. Stammen und Herkunft wußten aber noch beträchtlich, als die Ochsenwirtin mit der Mitteilung erschien, nun kämen auch die Alten

Der Vollbart des Lords

Von Hans Riebau

Lord Preeth hat es nicht mehr ausgehalten. Lord Preeth hat das gefährliche London verlassen und sich in sein Landhaus in Schottland zurückgezogen, das, wie er glaubte, für Krieger wie U-Boote gleichermaßen unerschlagbar war. Die Ruhe des Landlebens ist Balsam für seine Nerven, und da Lord Preeth das Bedürfnis hat, auch nach außen hin und gleichsam symbolisch die Rückkehr zur Natur zu demonstrieren, läßt er sich nicht mehr rasieren, und nach sechs Wochen schon hat er einen gewaltigen und ganz und gar unangenehmen Vollbart.

Ein und wieder nun kommt es vor, daß auch auf dem platten Lande Geräusche erzeugt werden, die nicht unmittelbar zum Leben und Weben der Natur gehören. So zum Beispiel, wenn unten im Dienerszimmer Geburtstag gefeiert wird, und das Lachen und Klirren bis hinauf in den ersten Stock dringt. Lord Preeth kann so etwas auf den Tod nicht leiden. Nicht umsonst schließlich hat er das Haus von oben bis unten mit Teppichen belegen und die Fußwege des Gutes mit Gummimatten versehen lassen. Warum — so fragt er sich — soll die Organisation der Geräuschlosigkeit ausgerechnet durch die Unbilligkeit der Hausangestellten durchbrochen werden?

Der Lord ist also entschlossen, auch diese Quelle nervenzehrenden Lärms zu verstopfen. Und als es eines Tages wieder lustig zugeteilt da unten, die Gläser klingen, und das Lachen der Männer und das Kreischen der Mädchen plötzlich anschwillt wie eine Lawine, steht er auf und klingelt. Im Nu wird es still im Haus, und gleich darauf betritt der Diener das Zimmer.

„Antony“, sagte der Lord, „was treiben Sie da unten? Feiern Sie ein Fest?“ „Nichts besonderes“, hurrte Antony. „Die Köchin hat eine Kruste zu Mehl.“ „Und warum“, fährt Lord Preeth fort, „ist dieser Besuch mit so ungeheuren Geräuschbrüchen verbunden?“ Antony schweigt. Aber der Lord ist unerbittlich. „Ich möchte es wissen!“ „Wir spielen ein Spiel“, flüsternte Antony. „Was für ein Spiel?“ fragt der Lord. „Antony wagt sich den Schweiß von der Stirn. Wir haben der Köchin die Augen verbunden und geküßt, und sie...“

„Antony“, sagte der Lord, „was treiben Sie da unten? Feiern Sie ein Fest?“ „Nichts besonderes“, hurrte Antony. „Die Köchin hat eine Kruste zu Mehl.“ „Und warum“, fährt Lord Preeth fort, „ist dieser Besuch mit so ungeheuren Geräuschbrüchen verbunden?“ Antony schweigt. Aber der Lord ist unerbittlich. „Ich möchte es wissen!“ „Wir spielen ein Spiel“, flüsternte Antony. „Was für ein Spiel?“ fragt der Lord. „Antony wagt sich den Schweiß von der Stirn. Wir haben der Köchin die Augen verbunden und geküßt, und sie...“

Ueber der Loire-Mündung am 18. Juni 1940

Von Werner v. Langsdorff, Hauptmann in einem Sturzkampfgeschwader, Professor der Technischen Hochschule Karlsruhe

dran, und der fremde Herr habe ein Faß Most bezahlt... Doch als das Faß schon zur Reige ging und der Mond durch die Kette der Tanne schien, fiel dem Schulmeister plötzlich ein, daß es eigentlich angebracht und in der Ordnung wäre, den „edlen Spender“ hochleben zu lassen. Er klopfte an sein Glas und schlug über noch ein paarmal mit der Faust auf den Tisch. Und als es allmählich still wurde und alle Augen den Gefeierten suchten, da war der Most unter der Tanne, wo er eben noch geblieben, leer. Doch hatte ihn niemand fortgehen sehen. Wie aber hätte ein Fremder das heimliche, hinter der Johannisbeerbede versteckte Hinterpförtchen finden können, das auf den Feldweg führte?

Und doch, was war das plötzlich? Vom Feld hob eine Stimme zu ihnen an; leise zuerst, dann schwellend, brandend wie Orgelton! „Alles ringsum verstummt, wenn einmahl, selbst die Grillen im Feld, der Nachwind in den Baumkronen und das Knistern der Tannenzweige. Die Vordanden verstanden die Worte und den Sinn des Liedes nicht, aber der Schwung der Töne, die Gewalt der Melodie zog wie Gewitter durch die Abendstille des Tales. Sie hörten, wie sich der Sänger langsam entfernte, auf dem Feldweg dem Bahnhof zu...“

Dann endlich das Lied. Sie aber lauschten noch lange und wagten kaum zu flüstern... Da schritt plötzlich der grelle Blitz des abfahrenden Juges durch die Stille... Lange noch, lange werden sie im Dorf von diesem närrisch lächelnden Abend erzählt; schon heißt die Tanne in Bennefischers Garten die „Änderlante“, und der Schulmeister schreibt ihr wunderbare Chronik. Keiner aber entließerte ihr Geheimnis, nicht einmal das Postfräulein vom Telegraphenamt, als es tags darauf im Volksanzeiger der nahen Provinzhauptstadt lesen konnte, daß das Städtchen das angelegentlichste Gottspiel des berühmten Tenors wegen plötzlicher Verhinderung des Gastes habe vertrieben müssen...“

So denkt sich mit zufriedenen Nächten der einsame Reisende, der in der folgenden Nacht, noch umrandet vom nachglühenden Vesulsturm in der gepölkerten Ecke des Schnellzuges sitzt, der ihn wieder weit fortträgt, vielleicht für immer.

Er weiß, er hat die Schöpfung seiner Kunst und seines Ruhmes erreicht. Das Lied, das er gestern in den freien Gottesabend des Heimatfestes sang, war sein Abschied an Kindheit und Jugend und höchste Reife. Er schaut nach der Uhr. Siehe da, sie läuft nicht mehr falsch; sie geht jetzt überhaupt nicht mehr. Er lächelt. Und liebt die auch die Zeit stilleben, Meister Anton, die Tanne ist doch gewachsen, grad und groß und stark, und hat einmal ihr Lebensfest gefeiert in beglückter Menschen Mitte! Du.

Das Ungeheuer im Polarmeer

Skizze von E. R. E. Gutzzeit

In der kleinen Siedlung in Südwest-Grönland war eine aus zwei Forschern bestehende wissenschaftliche Expedition eingetroffen, die einige Monate hindurch auf einer dem Festland vorgelagerten Schäre weiterführende Studien nachgehen wollte. Die beiden Grönländer Johann und Nils, Bewohner der Siedlung, hatten beim Anlandeboden der kleinen Expedition tatkräftig mitgeholfen, die Aiten und Kisten mit Proviant und Instrumenten in zwei feierlichen Booten verladen, die die beiden Gelehrten zu der einsamen Schäre befördern sollten.

Nun hatten sie ihre Arbeit getan und befanden sich auf der Rückfahrt zum Festland und besprachen eifrig die Ankunft der beiden „Männer aus dem Süden“, als Nils plötzlich das Steuer des Bootes losließ, auf das Polarmeer harrte und nie angewandt auf seinem Weg dahin. Er zeigte auf die unendliche Wasserfläche und neigte seinen Kameraden Johann in der Richtung seines ausgefahrenen Armes zu schauen. Auch Johann erschrak nicht wenig und beide Grönländer blickten nun stumm und mit weit geöffneten Augen ihrer asiatischen Gelehrten auf das bewagte Meer, wo von den Wellen ein großer hellgrauer Gegenstand, der das Aussehen eines vorlautflüchtigen Tieres hatte, hin und her geworren wurde und wieder verschwand! Sollte es ein Meeresungeheuer sein? Die hatten sie auch auf Grönland schon von Ungeheuern, von Wesen, die das Festland als heimliche Wesen geben, das sich hier so plötzlich an der Küste einschleichen hatte und die Gemüter der abergläubischen Bewohner beunruhigte. Andererseits mußten Johann und Nils bespender am helllichten Tag gesehen haben.

Als einige Tage später das Boot von der einsamen Schäre kam strömten die Männer und Frauen der Siedlung zum Ufer, um die Forscher mit Fragen zu bekränzen. Doch auch sie konnten sich ein derartiges Tier nicht erklären und auf ihrer Bootsfahrt hatten sie von diesem Ufer, wie sie es nannten, nichts gesehen. Am Abend letzte ein heftiger Sturm ein, der starken Regen im Gefolge hatte. Die Wellen wurden größer und heftiger, das Boot der Fremden konnte nicht von der Küste abstoßen. Die Schärenbesatzung mußte in der Siedlung bleiben und die beiden Gelehrten fanden mit ihren grönländischen Freunden am Ufer, um sich das wilde Meer anzusehen, als Nils urplötzlich erregt auf die hochgehenden Wellen zeigte und ausrief, daß ja dort das „Ungeheuer“ wieder sichtbar sei! Alles blickte gespannt auf die weite Wasserfläche! Tatsächlich konnte man jetzt zwischen den tanzen den Wellen einen fremden Gegenstand erkennen, aber niemand konnte sich recht erklären, was das für ein Wesen sein mochte. Ein Mal war es nicht. Selbst mit einem Fernrohr konnte der eine Forscher von einem seltsamen Tier nichts erkennen. Da der Sturm an Heftigkeit zunahm, mußte der Beobachtungsposten am Strande bald aufgegeben werden, ohne daß man der Höhe des großen Nils nähergekommen wäre. Nils und Johann jedoch waren stolz, daß sie die ersten gewesen waren, die das „Ungeheuer im Polarmeer“ richtig erkannt hatten. Es gab also doch ein Wesen auf ihrem Meer, das sich auch die Fremden Gelehrten nicht erklären konnten...!

Ueber Nacht hatte sich der Sturm ausbreitet. Die Wellen waren kleiner geworden, die Schärenbesatzung konnte daran denken auf ihren Beobachtungsposten zurückzuführen. Dieser Morgen sollte nun auch die Entschifferung des Geheimnisses bringen, das die gesamte Bevölkerung der Siedlung in Aufruhr versetzt hatte. Als die Forscher mit Nils und Johann an das Ufer kamen, um in das Boot zu steigen, sahen sie zu ihrem großen Entsetzen am Strande einen ungeheuren Klumpen — Schabbespeck eines Iskut verwendeten Fettwals, den die herumgewälzten Wellen an das Land geworfen hatten. Dieser hässliche Schabbespeck eines Wals, des größten Säugtieres des Meeres, hatte also die Fabel von einem vielleicht vorlautflüchtigen Ungeheuer verursacht.

Stummend fanden die Bewohner zusammen mit den beiden Gelehrten am Ufer und bewunderten den traurigen Rest des riesigen Tieres des Polarmeeres, der den Männern Johann und Nils so großen Schrecken gebracht hatte.

Wolken, dunkel eingestrichelt kleine, grüne Felder, Seen, Wälder, Dörfer, Städte, dann drei Flüsse, die von Norden nach Süden fließen und sich dann vereinigen, um bald darauf nordwärts in einen breiten Fluß einzumünden. Das mußten Manenne, Sarbie und Vair sein und die Stadt dort drüben Anares, unweit der Vore.

Wir floren weiter unteren Kurs, obwohl auch hier auf dem feindlichen Flugplan die Jäger warteten. Einzigartig lauten unsere Motoren. Die Propeller auf beiden Seiten unserer Kumpflügel flirrten.

Dann war zwischen einzelnen treibenden weißen Wolken voraus das Meer zu sehen, als helle, blaue Fläche, die in der Sonne funkelte. Unwillkürlich überprüften wir noch einmal die Bombenabwurfvorrichtungen, lüchelten dem Himmel ab und die Erde nach feindlichen Jägern, fanden sie fern im Süden. Und nun weiter wenig aufzufallen, floren wir von einer Wolkeninsel zur anderen, die zum Glück übergrünte vorhanden waren.

Und nun konnten wir schon die breite Mündung der Vore erkennen mit dem weiten freien Burgenfeld und gegenüber dem Bergland von St. Nazaire. Weit lag der Atlantische Ozean vor uns. Ich sah ihn zum erstenmal. Seine Wellen schienen klein aus unserer Höhe gesehen und hochblau ohne jede Schaumkrone. Hell leuchtete der Strand. Nun schob sich wieder eine Wolkenbank vor. Wir konnten kaum erwarten, bis wir sie überflogen hätten, denn jetzt mußten ja hier irgendetwas die Schiffe liegen!

Und schon hörte jeder sein Rechtspolströhren: „Da drüben! Ein ganz dicker Raiken! Mensch! Das ist ja ein Schlachtflott!“

Jetzt hieß es Ruhe bewahren, sauber anfliegen, dabei noch einmal den Himmel abchecken. Wer kein Jäger war, mußte die ersten Wellen freierstehender Flugplanen mögen tief unter uns vorbei. Scheinbar schossen sie von St. Nazaire und Borneo auf uns.

Trotzdem brachten wir in aller Ruhe die Sonne hinter uns. Dann lang es endlich, wie über dem Uebungsplatz: „Ich greife an!“ und unser Flugzeug stieß aus seiner Höhe in steilem Sturzflug auf das Ziel hinab. Rasend heute die Luft um den Rumpf, der sich ättern dem Ziele entgegenraste. Das Schiff unter uns wurde größer und größer und lag nun tiefer, wie gelähmt, unter dem Schicksal, das nach ihm griff. Jetzt fiel die Bombenlast. Es gab einen Knack. Unsere MG-Garben lachten ebenfalls ihr Ziel.

Wanagen! Der Kopf wurde von unsichtbarer Gewalt zwischen die Schulter gedrückt. Der Körper sackte zusammen. Wir bissen die Zähne zusammen. Das Flugzeug fletzte tief hoch — an freitragenden Flugplanen vorbei.

Die Jäger im Süden, eben noch kleine Punkte, waren jetzt schon große Mäcken, aber da fürte Hauptmann Peters: „Sehen Sie da die Schiffe! Ein ganzer Haufen Schiffe!“ Ich drehte den Kopf und hatte den Eindruck eines Heringschwarmes da unten. Das war ja eine ganze Flotte.

Schrapnells bersten ganz nah. Aber da hatten wir schon die rettende Wölke erreicht. Wir machten einen großen Bogen und verführten dann vorsichtig aus der Wölke kommend, noch einmal uns den Schauplatz unseres Angriffes anzusehen. Andere Wölken hatten sich aber vorgeschoben. Achtern Steuerbord aber flogen schwarze Punkte aus den treibenden Wölkenbergen. Jäger! Also weg!

Windflur, dann wieder durchstoben und abermals Windflur, hundelange. Wenn die Wölken auftriften, sahen wir wieder grüne dunkelbraune Felder, manchmal eine Stadt mit einem Flugplatz am Rande, manchmal ein lachendes Flugzeug, dann nahm uns wieder eine große Wölke auf mit Neuen und Schnee und Vertiefung.

Jetzt konnten wir unsere Baumelung abgeben: „Haben angegriffen!“

Gesicht der schlafenden Mutter

Von Stry zu Eulenburg

Das Leben eines Menschen läßt sich nicht immer nur nach Jahren messen. Jenes wirkliche Leben, das nicht einfach die Summe der Atemzüge, der Schläge des Herzens ist, sondern danach zählt, wie der Mensch atmet, ob geruchlos, leise, oder in heftiger Erregung, ob sein Herz still oder pochend laut schlägt.

Bernd Gordin war dreißig Jahre alt. Und sein Leben war bis zu dieser Stunde ein recht vielfältig bemessenes gewesen, einem Karussell, einem wilden Wirbel vergleichbar, in den er geraten war, der ihn rundherumgedreht, einmal nach oben, dann wieder nach unten geschleudert hatte. Bernd Gordin hatte auf dieser Erde viel Großes und Schönes gesehen, auch reichlich Freude und Glück empfunden, aber gerade in letzter Zeit waren nur harte Schicksalsschläge auf ihn niedergefallen. hatte sich sein Pech in allem zu einer unheimlich dicken, unabreißbaren Schicht verdichtet, gab es, wo er stand und wohin er sich auch wandte, allein Widerwärtigkeiten für ihn. Da endlich, er sich kurzschneidend, den Kampf aufzugeben, nicht in einer großen Verzweiflungsszene, sondern müde wie er war, auf eine Weise, ähnlich der, wie eine kleine Kerzenkerze einfach verlöscht. Er hatte auch noch keinen festen Plan darüber aufgestellt, wie, zu welcher Zeit und wo er den großen Schlüsselschritt sein Leben ziehen würde, sondern sich vorerst nur entschlossen, mit einem bestimmten Tag fortzuziehen, den Rest seines Lebens sorglos anzubringen, um nie wieder zurückzukehren.

Er hatte auch bereits die Fahrkarte für den Abendsonnenzug in der Tasche, als er, eine Stunde bevor er sich auf den Weg zum Bahnhof machen wollte, noch einmal zu seiner Mutter ging. Er wollte seiner Mutter, die zwar in der gleichen Stadt wie er lebte, aber noch immer ihren eigenen Haushalt führte, ein verpacktes Couvert hinterlassen, in dem sich eine Art letzter Verfügung von ihm befand, weil er wußte, daß dies in ihren Händen am besten lag, wollte vielleicht auch, natürlich ohne daß sie ihren Sinn erkennen sollte, ein paar Abschiedsworte mit ihr wechseln, jedoch ohne jede Mißbilligkeit, die ihm für sein Leben zuwider war.

Als er an der Wohnmauer läutete, öffnete ihm eine Frau, die mit seiner Mutter zusammenlebte, und die nun halb rasselnd, halb absehnend vorbrachte, daß seine Mutter im Augenblick schlafte und, um ihn zu empfangen, erst geweckt werden sollte.

„Aber ich kann doch ruhig zu meiner Mutter, auch wenn sie einmal schlaf!“ schüttelte Bernd ein wenig unwillig den Kopf. „Es ist wirklich nicht nötig, daß Sie sie erst wecken; überlassen Sie das nur mir.“

Die Mutter lag aufrecht im Bett, die Hand am Fenster; es schien, als wäre sie noch immer nach außen, durch die mattspiegelnden Scheiben zum Himmel empor, was sie wohl eine geraume Zeitlang getan haben mochte, bevor sie darüber still eingeschliefen war.

Bernd hatte schon die Hand ausgestreckt, um die Mutter mit leichtem Griff zu wecken, als er dann plötzlich, während er seinen Blick zum ersten Male voll dem Gesicht der Schlafenden zuwandte, in letzterer Verwandlung den Arm wieder ziehen ließ. Er fing an, angezogen nachzudenken, als es gelang ihm nicht, in seiner Erinnerung ein Bild wahrzunehmen, das dem gleich, vor dem er nun stand, und übertrug und zugleich ein wenig erschrocken fragte er sich: Ist es denn möglich, daß ich meine Mutter noch niemals schlafend gesehen habe; in meinem ganzen Leben noch nicht ein einziges Mal in dieses Gesicht schaute, während der Schlaf es umfangen hielt?

Sollte nur immer die Mutter allein es gewesen sein (er sah sie in der Erinnerung an seinem Bett liegen, als er noch ein Kind gewesen war, und auch später, als er, schon erwachsen, krank darniederlag, und nicht nur an seinem Bett lag er sie, sondern auch an dem seiner zwei Schwwestern, seines Bruders) sollte bisher nur im-

mer sie allein, die Mutter, den Schlaf im Gesicht eines anderen gesehen, aber ihn gewacht haben?

Vor diesen Fragen fand Bernd ein wenig verlegen, und er vertiefte sich dann im Schauen. Als hätte er plötzlich Angst, diese, als so ungewöhnlich erkaunte Gelegenheit des Blicks vor ihm verlieren zu können; nahm beinahe gierig alle Einzelheiten des Antlitzes der schlafenden Mutter auf:

Er sah die leuchtend weiße, hohe, edel gewölbte Stirn und erinnerte sich dabei daran, wie ihn seine Mutter stets geschmeichelt hatte, besonders als Frau, dem Vater gegenüber, der für vor manchen, scheinbar unlösbarer Schwierigkeiten gestellter hatte; dachte daran, wie geistvoll feinsinnig sie auch heute noch zu plaudern und wenn nötig, zu beraten wußte. Er senkte seinen Blick, tastete über die bläulich zartgeäderten Schläfen abwärts zu den ein wenig flach schimmernden Wangen, die ein Labrynth aus hundert Falten und Fältchen waren, in tiefen Furchen und oft auch nur wie von einer Nabel eingeritzten Zeichen, wie sie nur das Leben selbst schreiben, hinterlassen kann, das harte, festig aufschlagende, das verhörende, mit beiden überrollten Händen aufschlagende Leben. Er verließ sich auf seiner seltsamen Wanderung über das schlafende Gesicht mit einem verhalten lächelnden Blick eine Felsklippe, die sehr spitz und, wie er wußte, als Sinnbild fräulicher Neugierde zu deutende, ein wenig zu vorwiegend vorstehende Nase, bevor er dann zu einer Nickerung, der des Mundes hinabglitt. Und dort hielt er Raß, verweilte er stumm beim Anblick der rötlichen, blauen Lippen, die leicht nebstfinden, wie weisse Blätter, von einem zarten Windhauch auseinandergehalten, rätselvoll in ihrem Ausdruck, als würden sie gerade ein Geheimnis aussprechen, ein offenbar von den Winkeln des Mundes ansiehend. Und je länger Bernd nun demüht war, dieses Rätsel um den Mund der Mutter zu erröden, um so weniger konnte er das in ihm finden, was er glauben suchte zu wissen: Eine tiefe Müdigkeit, aber der hohen Zahl der Lebensjahre erpachsen, ein Abgelapptsein, ein wenig Bitterkeit und Verzicht, nun, da die Blütezeit des Lebens längst vorbei war. Nein, nichts von all dem konnte er finden! Im Gegenteil, plötzlich war es ihm, als trage nicht nur der Mund allein dieses geheimnisvolle Wissen, sondern das ganze Gesicht spreche es aus: frohe Zuversicht, unverlöcherter Glaube, immer wieder aufs neue erwachende Hoffnung. Raß wie ein Kind so erwartungsvoll jung schien die Mutter trotz ihres alten Gesichtes dem Kommenden entgegen zu träumen.

Da fand nun Bernd, der Lebensüberdrüssige, stand immer noch an der gleichen Stelle, von der aus er die Hand ausgestreckt hatte, um die Mutter zu wecken. War immer noch ein wenig schlaflos darüber, daß er, der glaubte, alles Schöne und Große dieser Erde längst erkannt zu haben, bis zu dieser Stunde nicht einmal erkannt hatte, wozu ein Reichum an Einbrüden und Erkenntnissen aus einem Bild in das Gesicht einer schlafenden Mutter zu geminnen war. War sogar ein wenig beschämt, daß auch noch in diesem Augenblick, da die Mutter zum erstenmal schlafend hilflos vor ihm lag, im Schlaf schlaflos seinen forschenden Blick preisgegeben war, sie selbst, die Mutter, es war, die ihn aufs neue beschämte.

Er holte den Umflick aus der Tasche, den er der Mutter zum Abschied hatte überreichen wollen, und zerrte ihn forschaftig leise. Dann verließ er auf den Zehenspitzen das Zimmer, ohne worlos an der Frau vorbei, die ihn eingelassen hatte, und die nun den Kopf schüttelte, weil sie nicht verstand, warum der Sohn, seine so bestimmte ansageprochene Wölke, die Mutter zu wecken, nicht durchgeführt hatte.

soßen ließ sein mochte, schon wieder auf dem Wege zur Loire-Mündung. Diesmal war das Wetter wieder ähnlich, so daß wir in großer Höhe trotz starker Vereisung meist im Windflug quer über Frankreich das Ziel anfliegen konnten. Zwar lüchelten wieder Jäger nach uns, aber sie hatten auch dieses Mal kein Glück.

Manchmal loben wir seitlich ein anderes Flugzeug mit Kameraden mit gleichem Kurs und als wir dann dicht vor der Loire-Mündung Sicht auf das freie Meer bekamen, loben wir, wie gerade ein Kamerad sich aus der Höhe auf ein großes Schiff fürzte.

Wir lüchelten uns ein anderes Döner, einen großen, beladenen Dampfer. Eben konnten wir noch die ersten Nebelwolken festhalten, da stand unser Flugzeug schon auf dem Kopf und raste heulend auf sein Opfer los. Wieder der Wind, als die Bomben das Flugzeug verließen — ab gefahren mit allem was dran war, hochziehen und die Wirkung beobachten! Zwei Dampfer laen da nicht weit voneinander entfernt. Dicht neben der Vorwand des einen quoll der Strudel unseres Bombeneinlasses weiß im blauen Wasser. Ueber das Deck war, hochziehen und die Dampfer neigte sich langsam nach Steuerbord, hielt in der Beweegung inne, richtete sich schwer wieder auf, neigte sich abermals, hielt nun schwächer flach aus, als wolle er wegschleppen, aber noch wenige Minuten später ganz im schwebenden Rauch gefüllt. Der hatte genau!

Wir konnten betrieblid den Kampflauf verlassen, auf den die anderen Kameraden eben, unbekümmert um die feindliche Abwehr, niedertraten.

Durch Wolken abged, floren wir heim, ohne daß die Jäger uns daran hindern konnten.

Auf unserem Flugplatz herrschte frohe Stimmung, denn die meisten Kameraden konnten aus Treffergebnisse melden. Auch unser Erfolg wurde bestätigt. Am ganzen hatte unser Geschwader rund 90000 Tonnen erledigt. Und so kam es, daß das Dönerkommando der Wehrmacht am 18. Juni 1940 unter anderem bekanntgeben konnte: „In der Loire-Mündung gelang es, die bisher größte Angriffsvermittlung auf feindliche Transportschiffe zu erzielen. Gewaltiger Schiffstrom wurde vernichtet oder beschädigt. Unter den getroffenen, zum Teil als beladen erkannten Schiffen, befanden sich 2 Transporter von je 30000 Tonnen, 2 Transporter von je 25000 Tonnen, 1 Transporter von 20000 Tonnen, 4 Transporter von je über 10000 Tonnen und mehrere kleinere Kriegsschiffe, Handelschiffe. Neun Schiffe sind geunken, andere unter Explosionserscheinungen teils völlig ausabgebrannt, teils gekentert.“

Und am nächsten Tag flüete eine Meldung hinzu: „Der achtzige Döner-Verschlag bedeutende Erfolge der deutschen Luftmacht gegen feindliche Transportschiffe an der Loire-Mündung bekannt.“

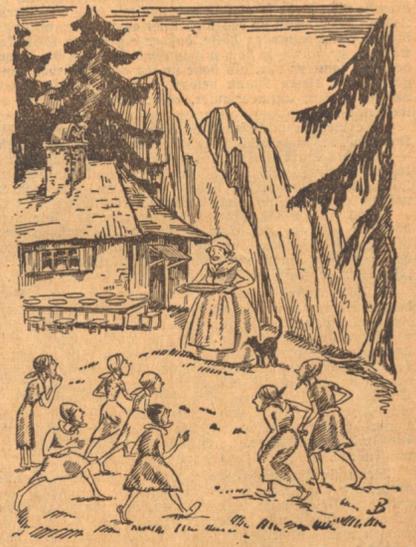
Oberrheinische Sagen

Erzählt von Hermann Eris Busse

Das Erdweiblein von Lichtenal

Das kleine Erdweib war vorzeiten überall tätig, meist half es in aller Eile und heimlichst den Menschen bei der Arbeit. Die Kunde von den fleißigen Erdgeistern, den Zwerger und Würzelmännlein, den Erdmännlein und Erdweiblein kannten alle germanischen Stämme.

Von Norden her, wo vorab in Norwegen und Schweden immer noch von Sonntagskindern dies Erdweib erzählt wird, breitete sich ehmal der Glaube an die beweglichen Kräfte der winzigen Gealten der Unterirdischen lange in den nach Süden gewanderten Völkern aus, die nordischer Abstamm waren. Viele Erdweib-Geschichten leben bei uns im Volk. Diese Erdweib werden als Vergleiche im Schwärzwald, als Helfer der Bauern im Tal, der Bäuerinnen in der Küche, der Handwerker in der Werkstatt. Sie waren meist gut und harmlos. Wer ihnen fallen sollte, Aflge kreuzte, um voll Reueger aus ihren Fußabdrücken zu erlösen, ob sie wirklich Dämoniee bätten, wer Erbsen auf ihren Weg säte, daß sie bei der



Zeichnung: Burtard.

Flucht fallen sollten und besser erlappt würden, wer ihnen etwas verriech und es nicht hielt, den vertreiben sie unerbittlich.

In Lichtenal bei Baden-Baden sollen keine und fleißige Erdweiblein in Küchenellen gewohnt haben. Als ihnen eines Tages die Frau Nibel, die beim Felten wohnte, zurief: „Kommt her, ihr Armen, geht auch von dem Wärrnen!“

da strömten sie herbei und sahen verunglückt und dankbar von dem schönen warmen Zwiebelkuchen, den die Frau gebadet hatte. Von einem hatten es die Leute in dem Hause auf. Die Weiblein fassen bei aller Arbeit, besonders beim Baden. Sie tragen den Leuten auch das Essen auf die Acker, wenn es Erntzeit war und niemand Zeit hatte zum Kochen. Sie brachten silbernes Geldstück und Geld dazu mit, das die Bauerleute ehlich auf dem Acker liegen lassen mußten, wenn die Maßigkeit gegeben war.

Ein habgieriger Aechte hefte aber einmal eine silberne Kugel weg, um sie zu behalten. Das nahmen ihm die Unterirdischen so übel, daß sie bei niemand mehr ererblichen, um zu helfen. Nur manchemal soll man noch aus ihrer Küche tief im Erdraum den Rauch aus der Felsenpalste steigen sehen, daß die kleinen Leute zeigten sich nicht mehr, auch wenn die Frau Nibel noch so dutzenden Zwiebelkuchen auf das Fensterbrett ausgelegt hatte.

Ein Karlsrüher zeichnet am Kanal

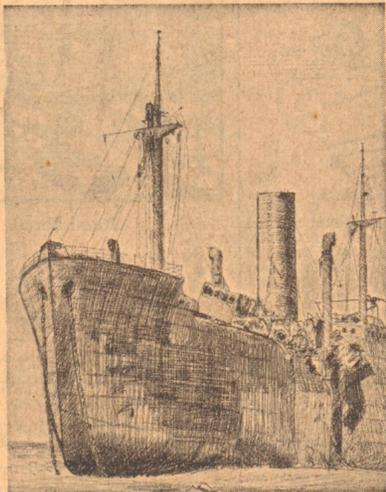
Eines Tages flatterte uns ein Brief auf den Schreibtisch, ein Feldpostbrief vom Kanal. Daß der Schreiber seit Beginn des Krieges den grauen Rock trug, wußten wir seit längerem, denn er hatte sich kurz vor seinem Abrücken noch verabschiedet. Dann hatten wir nur noch spärlich etwas gehört. Und daß er nun auf einmal irgendwo im Westen am Kanal lag, überraschte uns. Neben tausend Fragen, wie es in der Heimat

Was hätte da näher gelegen, als ihm einen regelrechten Zeichenauftrag zu geben, einen Auftrag für die Zeitung. Er sollte mit Hilfe seines Zeichenstiftes den Menschen in der Heimat ein

eine große Mappe auf den Tisch legen, oder eine der bekannten Papprollen, die als schützende Hülle Zeichenblätter umgibt, sondern er selbst stand eines Tages in seiner ganzen Größe in der Tür und hielt eine seiner großen Mappen unter dem Arm, die wir schon von früher her kannten und ohne die man ihn kaum durch die Straßen gehen sehen konnte. Und aus dieser Mappe zog er eine Zeichnung nach der anderen. Dazu erzählte er von der Schönheit des flandrischen Landes, von der Weite seiner Felder und Wiesen, von seinen Windmühlen und von der donnernden, unruhigen See, die an der Meeresküste ihr endloses Lied sang. Er sprach aber auch von den Narben, die der Krieg diesem Land geschlagen hatte, wie ihm hier und dort



Blick auf einen zertrümmerten Straßenzug in Calais.



Englischer Transporter
Deutlich kann man am Rumpf die Spuren einer Stukabombe erkennen.

Bild von der Landschaft geben, von alledem, was sie dort draußen täglich umgab. Die Zusage kam bald und aus ihr klang die ehrliche Freude, der Heimat auf diesem Wege einen frohen Gruß von draußen übermitteln zu können.

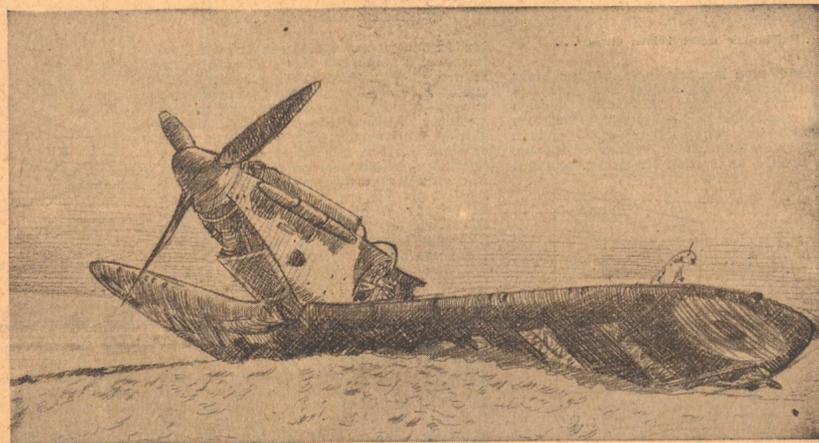
Dann kam eine Zeit, in der tiefes Schweigen herrschte. „Er ist tüchtig an der Arbeit“, dachten wir bei uns und störten den Fortgang der Arbeit nicht durch mahrende Briefe, obwohl Wochen darüber ins Land gingen.

Und dann kam eines Tages wieder eine neue Überraschung. Nicht etwa, daß die Post uns

gehe und vielen Grüßen für alle Bekannten und Kameraden, erzählte er ganz nebenbei, daß er hier und da in einer freien Stunde zum Zeichnen käme, seine liebe alte Tätigkeit. Wir kannten sie sehr gut.



Windmühle bei Calais.



Trümmer einer englischen Jagdmaschine am Strand vor Calais.

ein deutliches Zeichen des Krieges begegnete. Und wie einen Kommentar zu seinen Worten legte er die Blätter auf den Tisch. Ein paar Striche und die Spitfire oder vielmehr ihre Reste, die traurig an der Kanalküste lagen, waren festgehalten. So entstand ein Blatt nach dem andern von Calais, von einem Kameraden, dann aber wieder ein Blick in die Weite der Landschaft. Und sie alle fügten sich zusammen zu einem lebendigen, höchst originellen Bericht.



Geschütz am Kanal.

Als er aber so vor uns stand und sprach und dabei Blatt nach Blatt auf den Tisch legte, da war es, als zöge noch einmal alles Geschehen am Kanal in seiner Erinnerung vorüber. G. R.



Gehöfte östlich von Calais.



Ein Kamerad.

Verantwortlich für Text und Bild: Dr. Günther Röhrdanz, Karlsruhe.